

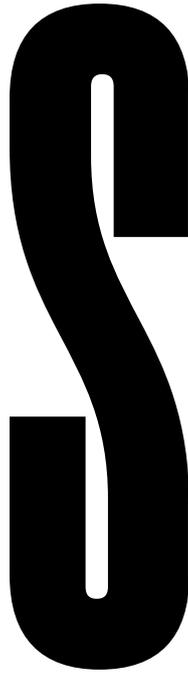




MAUERN IM KOPF

TEXT: ISABELLE ZEIHNER
FOTOS: HANNAH ADERS

Hinter hohen Zäunen leben in Stuttgart zwölf Jungs, die bisher durch alle Raster fielen. Niemand hielt es mit ihnen aus. Bis sie in eine geschlossene Wohngruppe kamen. Unsere Autorin verbrachte sieben Tage mit ihnen.



Stell dir vor, du bist 14. Deine Zimmertür ist offen, aber du kannst das Haus nicht verlassen. Du bist eingesperrt. Von vielen Leuten umgeben, aber doch allein. Deine Eltern und Freunde sind weit weg. Da sind nur Fremde. Jungs, so verzweifelt wie du. Du fühlst dich abgeschoben, weil niemand weiß, was er mit dir anfangen soll.

Wieso hält es keiner mit dir aus?

Für die Jungs von Scout, einer geschlossenen Jugendwohngruppe der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart, ist es die letzte Chance – ob sie sie nutzen, will ich herausfinden. Ich verbringe eine Woche hinter den Mauern der Jugendeinrichtung.

Unscheinbar sieht es hier aus, denke ich, als ich im Innenhof des Scout-Geländes stehe. Versteckt in einer Seitenstraße am Stuttgarter Löwentor, einer Hauptverkehrsader, stehen zwei Häuserblöcke, unten Beton, oben Holzvertäfelung. Das Gelände ist eingezäunt und von Mauern umgeben. Metallstangen an den Zimmerfenstern sollen die Flucht verhindern. Vor mir ein Basketballkorb, eine Rasenfläche und ein Gemüsebeet. Alles abgeriegelt, gesichert, versperrt – und doch sieht es hier nicht aus wie in einem Knast, eher wie auf einem Schulhof. „Es ist sehr gut möglich, dass die Jungs Sie dissen und verarschen werden“, sagte mir der pädagogische Leiter von Scout, Jochen Salvason, bei unserem ersten Telefonat. „Das halte ich aus“, antwortete ich ihm. Und so übergab er mir wenig später die Schlüssel.

Viele Vorurteile und Negativschlagzeilen über geschlossene Wohngruppen kannte ich: unverbesserliche Straftäter, hoffnungslose Fälle, schwererziehbare Monster. Betreuer, die ihre Macht missbrauchen. Was ist dran an diesen Klischees?

Nach einer kurzen Vorstellung beim Mittagessen: „Das ist Frau Zeiher. Sie ist Journalistin, wird uns ein paar Tage begleiten und über den Alltag hier schreiben“, stelle ich mich zu fünf Jungs, die in der Raucherecke an der Wand lehnen.

„Ich möchte auf die Titelseite“, sagt einer zu mir.

Ein anderer meint: „Sie können ruhig meinen vollen Namen schreiben. Die da draußen freuen sich, wenn sie lesen, dass ich weggesperrt bin.“ Er lacht.

„Alter, Schnegge, alles klar?“ Ein Junge mustert mich. „Platt, ziemlich platt“, antworte ich. Schon seit einigen Minuten zieht der

14-Jährige Grimassen. Schiebt seine Vorderzähne über die Unterlippe und schaut mit gerümpfter Nase wie ein Hase mit Zahnsperre. Er geht einen Schritt auf mich zu, Schultern und Hals nach vorne gebeugt, die Beine so breit, als hätte er einen Medizinball zwischen seinen Oberschenkeln.

„Ich mein’ das nur lieb“, sagt er, lächelt und schaut die Betreuerin, die neben mir steht, an: „Ich hab’ in mein Bett geschissen, kann ich heute Nacht in Ihrem schlafen?“ Die Jungs grölen.

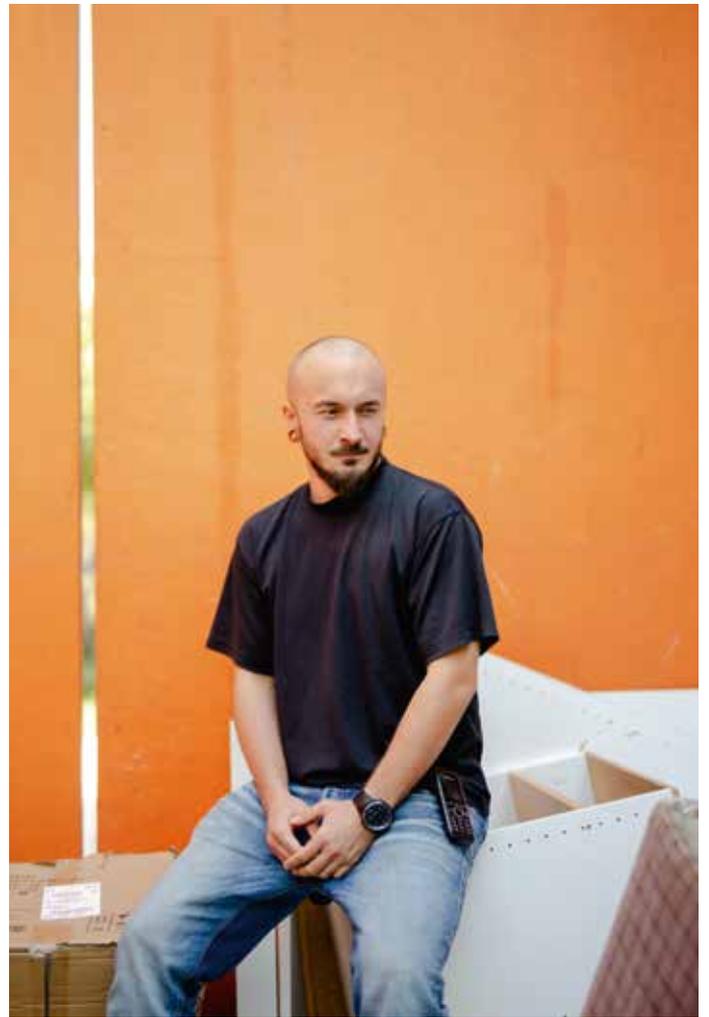
Marlon, so heißt er, ist neu bei Scout und sucht noch nach seiner Position im Rudel. Spielen die anderen Basketball, macht er Liegestütze. Er redet laut, mit betont tiefer Stimme und boxt, wenn er durch den Hof läuft, gerne in die Luft. Akteneinsicht habe ich keine, aber Marlon erzählt mir auch so, was ihn hierherbrachte. Marlon, 14 Jahre alt. Mit 13 Jahren in eine Kneipe eingebrochen, eine Tankstelle ausgeraubt und in zwei Dönerbuden eingestiegen. Mehrere Anzeigen wegen illegalen Waffenbesitzes, Körperverletzung und Drogenhandel. Scout ist seine letzte Chance, fliegt er hier raus, muss er zwei Jahre in einer Vollzugsanstalt absitzen.

Der misslungene Anmachspruch hat Folgen für Marlon. Wer sich gegenüber Frauen wie ein Pavian in der Brunftzeit aufführt, bekommt weniger Punkte. Verhalten wird von Scout bewertet: Hygiene, Pünktlichkeit, Motivation, Zuverlässigkeit bei Hausarbeiten, Umgang mit anderen und Umgang mit sich selbst – abends, wenn die Jungen ins Bett gehen, bewerten die Betreuer alles, was am Tag geschah. In jeder Kategorie maximal drei Punkte. Am Ende der Woche wird zusammengezählt. Je mehr Punkte, desto mehr Privilegien gibt es für die kommenden Wochen: mehr Handyzeit, vielleicht ein Kinobesuch, häufiger das Gelände verlassen oder länger Playstation zocken.

340 Euro kostet ein Platz für jeden einzelnen Jugendlichen am Tag bei Scout. Auch wenn die Eltern das Kindergeld und einen Teil ihres Einkommens zuschießen müssen – den größten Teil der Kosten trägt der Staat. Offene Jugendgruppen kosten etwas weniger als die Hälfte. Bei denen gibt’s allerdings weniger Personal, keine eigene Schule, weniger Hilfestellungen und geringere Sicherheitsmaßnahmen.

Freizeit in der Wohngruppe: Wer alle Schulaufgaben erledigt hat, darf Filme schauen. An diesem Tag läuft Batman „The Dark Knight Rises“. Der Held der Geschichte ist ein Waisenkind. Jonas (mitte) kann ganze Textpassagen mitsprechen.





Körperkontrolle: Gruppenleiter Dominique Schlobach (r.) tastet links einen Jungen ab. Alle Bewohner werden kontrolliert, wenn sie Ausgang hatten.



„Mein Vater hat schon zu mir gesagt: Wenn du schwul bist, dann musst du ausziehen.“

Körperhaltung betont maskulin. Viele der Jungs posen breitschultrig und mit dem Hals nach vorne gebeugt.

„Du musst ihnen Zeit geben, sich an dich zu gewöhnen. Eine Beziehung zu den Jungs baust du nur auf, indem du mit ihnen Dinge erlebst.“

Das Jugendamt wägt bei jedem einzelnen ab, ob die Unterbringung in einer geschlossenen Einrichtung wirklich nötig und ob davon eine positive Veränderung zu erwarten ist. Meist starten sie mit kleinen Hilfestellungen und wenn das nicht klappt, werden die Maßnahmen immer intensiver. Familienberatung, Erziehungshilfen, erst wöchentlich, irgendwann vielleicht täglich. Tritt immer noch keine Besserung ein, nimmt das Amt das Kind aus der Familie in eine offene Wohngruppe oder zu Pflegeeltern. Oft werden die Jugendlichen von einem Haus ins nächste geschoben. Nie irgendwo zuhause. Immer wieder neue Menschen. Immer wieder das Gefühl, dass niemand einen erträgt.

Wer zu Scout kommt, wurde von einem Familiengericht eingewiesen, das in der geschlossenen Unterbringung die letzte Chance sieht. Wenn es hier nicht klappt, bleiben nur noch Psychiatrie, Straße oder Knast.

Die Biografien der 12- bis 17-jährigen Jungen sind häufig voller Brüche: psychisch kranke oder drogensüchtige Eltern, Vernachlässigung, Missbrauch. „Bei 80 Prozent unserer Jugendlichen stand schon im Kindergartenalter fest, dass sie Hilfe brauchen. Es wurde aber nicht erkannt oder ausreichend behandelt“, erklärt Jochen Salvason, als ich irgendwann bei ihm im Büro sitze. Würden die Ärzte und Pädagogen gleich von Beginn an beherzter eingreifen und beispielsweise zu einer geschlossenen Wohngruppe raten, könnte vielen Kindern ein langer Leidensweg erspart werden.

Im Hof trifft Marlon seinen Mitbewohner Jonas. „Wenn ich das nächste Mal heimgehe, dann, uh Digga, mach ich mir eine klar“, sagt Marlon.

„Uh Digga, dann erst mal verhüten“, sagt Jonas, „weil sonst Digga, hast du ein Kind.“

„Dann erst mal abhauen.“

„Ne, dann musst du dein Leben lang Unterhalt zahlen.“ Er lacht: „Ich wünsche dir echt 'nen schwulen Sohn.“

„Dann erst mal Zuhälterschelle.“

„Deine Frau würde dich auseinandernehmen.“

„Denkst du, ich hab' Angst vor meiner Frau?“

Ein Betreuer hört den beiden eine Weile schweigend zu. Dann fragt er: „Was ist schlimm daran, schwul zu sein?“

„Ich hab' nichts gegen Schwule, aber wenn mein Sohn schwul wäre, würde das gar nicht gehen“, sagt Marlon. „Mein Vater hat schon zu mir gesagt: ‚Wenn du schwul bist, dann musst du ausziehen.‘“

Im Fitnessraum dröhnen die Lines bekannter Rapper aus den Musikboxen, während die Jungs trainieren. Die Köpfe bewegen sich zum Beat, wenn sie mit Stöpseln in den Ohren im Hof sitzen. Manchmal schmetterten die Bässe von einer 6er-WG in die Zimmer der anderen 6er-WG gegenüber. Das Gangstergehabe der Rapper ist nicht nur Pose: Der mehrmals vorbestrafte Rapper GZUZ, das Idol vieler Jungs, wurde jetzt erst wieder zu einem Jahr und sechs Monaten Knast verurteilt: Verstöße gegen das Waffengesetz, Drogenbesitz und Körperverletzung.

Der Alltag bei Scout ist streng durchgetaktet: 7 Uhr aufstehen, duschen, Zähne putzen. 7 Uhr 30 Frühstück, dann Rauchen. Obwohl das für Minderjährige eigentlich verboten ist, dulden es die

Betreuer, wenn die Eltern zustimmen. Um 8 Uhr beginnt die Schule im hauseigenen Klassenzimmer. Ein Raum für die Förder- und Hauptabschlussschüler und einer für den Rest. Ab 11 Uhr, wenn alle Schulaufgaben erledigt sind, ist Freizeit bis zum Mittagessen um 12 Uhr 30. Danach beginnt wieder das Pflichtprogramm: Handwerken, Klettern oder Fitnessstraining im Krafraum. Wer genügend Bewertungspunkte hat, darf danach das Scout-Gelände verlassen. 19 Uhr 15 Abendessen und Hausarbeiten. Dann eine Besprechung, bei der die Jungs ihre Wünsche und Beschwerden anbringen können und kommende Termine besprochen werden. 21 Uhr 45 die letzte Zigarette, 22 Uhr 15 Schlafenszeit.

Simon hat an einem Morgen einfach keine Lust, aufzustehen und erst recht kein Bock auf Schule. Als alle anderen schon vor dem Klassenzimmer stehen, liegt er noch immer im Bett. Im Zehn-Minuten-Takt klopfen die Betreuer an seiner Tür. Irgendwann, schimpfend, steht er auf. Weigert sich aber, ins Klassenzimmer zu gehen. Ein Betreuer packt seine Füße, der andere die Arme. Sie tragen ihn ins Treppenhaus. Auf einer Steinstufe im Hof schläft er weiter. Auch dann noch, als sich ein paar Jugendliche und ein Betreuer neben ihn setzen und der Betreuer zur Gitarre ein Lied der „Sportfreunde Stiller“ singt: „Ich wollte dir nur mal eben sagen, dass du das Größte für mich bist und sicher gehen, ob du denn dasselbe für mich fühlst. Für mich fühlst.“ Simon knurrt genervt, ob er nicht woanders singen könnte.

Beim Frühstück nach meiner ersten 24-Stunden-Schicht, wollte keiner der Jugendlichen mit mir sprechen. Einsilbig antworteten sie auf meine Fragen und wünschten sich wohl nichts mehr, als dass ich verschwinde. Nach ein paar Minuten waren alle auf ihren Zimmern und ich blieb gefrustet zurück. „Du musst ihnen Zeit geben, sich an dich zu gewöhnen“, sagte der Gruppenleiter Dominique Schlobach, „eine Beziehung zu den Jungs baust du nur auf, indem du mit ihnen Dinge erlebst.“

Ein paar Tage später: Ich spiele mit beim Basketball, alle gegen alle. Wer als erster 21 Punkte hat, gewinnt. Meine Chance, mir Respekt zu erspielen. Ich stand ewig nicht mehr vor dem Korb, aber im Sportunterricht war ich ganz gut. Von meinen Gegnern unterschätzt, ziehe ich die Jungs dreimal hintereinander ab. „Jetzt verlieren wir echt gegen eine Frau“, sagt einer der Jungen fassungslos. Ein paar Tage später auf dem Bolzplatz: Ich stehe im Tor. Die Jungs spielen Fußball eher als wäre es ein Rugby-Match, nur dass der Ball rund ist. Marlon stößt mich beinahe um, bleibt stehen und sagt: „Entschuldigung, das wollte ich nicht. Alles gut?“ Nach dem Abpfiff klopfte er mir auf die Schulter. „Gut gespielt.“ Eine glatte Lüge.



Daniel steht auf Rock, nicht nur auf Hip-Hop: Zurzeit ist sein Lieblingslied "Snow" von den Red Hot Chili Peppers.

Ich fange an, das Scout-Konzept zu verstehen. Statt Sofa-Sessions und Seelenstriptease gehen die Betreuer mit den Jungs skaten, wandern oder ins Kino. Bauen Vertrauen auf. Nur so können sie ihnen helfen. Autorität durch Beziehung.

Die Betreuer beeindruckten mich. Auch wenn sie von den Jugendlichen oft abgewiesen und beleidigt werden und die Jungs häufig nicht bereit sind, mitzuarbeiten, bleiben sie hartnäckig – und schaffen es dadurch, das Verhalten der Jungen zu verändern. Die Jugendlichen akzeptieren die Betreuer, finden viele von ihnen sogar richtig cool. Es ist ein Umgang auf Augenhöhe. Was nicht heißt, dass nicht ab und an die Sicherungen bei den Jugendlichen durchbrennen.

Vier Uhr nachts. Das Telefon im Büro der Gruppe 2 klingelt. Dominique Schlobach wacht auf. Am Hörer sein Kollege: „Sascha ist zurück.“ Drei Tage war der Junge „abgängig“. Sascha kam, nachdem er Scout für ein paar Stunden verlassen durfte, einfach nicht mehr zurück. Bei Sascha nichts Neues. Jetzt, mitten in der Nacht, steht der 17-Jährige leicht angetrunken mit übergestülpter Kapuze und dem Gesicht in seinem Kopfkissen vergraben vor der verschlossenen Tür. Hinter ihm sein Stiefvater. Sascha habe an der Haustür geklingelt, und wollte rein. Die Eltern blieben hart. Entweder er steigt jetzt ins Auto und sie fahren ihn zu Scout, oder sie müssen die Polizei rufen, habe sein Stiefvater gesagt.

Am nächsten Morgen wird Sascha früh geweckt – wer andere nachts aus dem Bett wirft, kann nicht erwarten, ausschlafen zu dürfen. Er muss mit dem Jugendamt telefonieren und weil er jetzt in der „Schutzstufe“ ist, in der landet, wer Mist gebaut hat, darf er das Telefon nicht mit in sein Zimmer nehmen. Zu groß ist die Gefahr, dass Sascha das Telefon gegen den Schrank oder die Zimmertür schmettert oder statt mit dem Jugendamt mit einem Kumpel telefoniert und seinen nächsten Fluchtversuch plant. Sascha muss im Büro der Betreuer bleiben. Darauf hat er aber gar keinen Bock. „Ich hasse es, wenn mich Leute beim Telefonieren anschauen“, sagt er. Dann zeigt er auf mich. „Und was macht die überhaupt hier?“

„Soll ich den Raum lieber verlassen?“, frage ich. Aber da hat er schon das Telefon auf den Schreibtisch geschleudert.

„Fresse, Bitch!“, schreit er auf dem Weg in sein Zimmer.

Er knallt die Tür ins Schloss und tritt noch einmal kräftig dagegen. Dann ist es ruhig.

Die Betreuer wissen bei Sascha schon seit Längerem nicht mehr weiter. Sie haben alles probiert: gut zureden, klare Grenzen setzen, motivieren, Konsequenzen androhen, kumpelhafte Gespräche führen. Aber er lügt, klettert immer wieder über den Zaun, wenn niemand hinschaut. Einmal hat Sascha einen verbotenen Laserpointer im Zimmer. Betreuer Dominique Schlobach möchte ihn haben. „Ich kann Ihnen den Pointer nicht geben. Hab' ihn eben aus dem Fenster geworfen.“ Zehn Minuten lang bleibt Sascha bei seiner Version. Schlobach bleibt hartnäckig und nach einer Viertelstunde hält er den Laserpointer in der Hand.

Ob alles stimmt, was die Jungs mir erzählen, ich weiß es nicht. Manchmal bin ich unsicher, etwa, als einer zu mir sagt: „Ohne Drogen und Alkohol hätte ich diese ganze Vergewaltigungsscheiße, die ganzen Misshandlungen von meinen Eltern nicht ertragen.“ Später erzählt ein Betreuer, dass gerade dieser Junge an anderen Tagen behauptet, selbst schon einmal jemanden vergewaltigt zu haben. Mal Opfer, mal Täter.

Bei Scout hinausgeworfen zu werden, ist fast unmöglich. Egal ob die Jungs türmen, lügen, Drogen nehmen oder die Betreuer beschimpfen. Scout hilft, solange sie sehen, dass es noch Hoffnung bei dem Jugendlichen gibt. „Wir lesen die Akten, aber wir bewerten die Jungs nicht danach. Bei uns dürfen sie von vorne anfangen“, sagt mir Schlobach. Die meisten bleiben hier, bis sie einen Schulabschluss oder einen Ausbildungsplatz haben. Bis dahin hat sich meist geklärt, ob der Junge zurück in seine Familie oder in eine WG von Scout kann. Wenn beides nicht in Frage kommt, kann die Maßnahme bis zum 18. Geburtstag verlängert werden. Dann sind die Jungs Männer und tragen die Verantwortung für sich selbst.

Die Jugendlichen sind Kinder von Sozialpädagogen, Managern, Hausfrauen und -männern, Arbeitslosen, Vollberufstätigen, Reichen und Armen. Gemeinsam haben sie nur, dass die meisten Familien zerrüttet sind, sagt Jochen Salvason. Geschieden, Rosenkrieg, neue Partner, die sich nicht verstehen, häusliche Gewalt, unschöne Trennungen oder On-off-Beziehungen. 7 von 10 Elternpaaren hätten zudem selbst mit psychischen Problemen zu kämpfen.

Daniel fällt mir auf, weil er anders ist als die anderen. Der 16-Jährige schwäbelt. Sagt Sätze wie „Im Großen und Ganzen, lässt



Spaß oder Ernst? Beim Raufen verletzte sich ein Junge den Ringfinger. Er wehrte mit seiner Hand den Tritt eines anderen ab.

es sich hier gut leben“ und „Ich weiß nicht, welchen pädagogischen Wert das hat.“ Die Worte „alter“ und „digga“ kommen in seinem Wortschatz kaum vor. Er verdreht die Augen, wenn die anderen Jungs Affengeräusche nachahmen, besucht eine externe Realschule und hört auch gerne mal Rock aus den 90er, 2000er Jahren. Scout ist seine erste Hilfeeinrichtung. Davor war er in der Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Druck, in der Schule so gut wie seine Schwester zu sein. Druck, den Erwartungen seiner Eltern zu genügen. Druck, Freunde zu finden. Irgendwann wird Daniel der Druck zu viel. Er flüchtet in Drogen, raucht mehrmals die Woche Joints, hängt mit älteren Jungs ab. Gibt es Streit, wird er schnell aggressiv. Schlägt zu Hause gegen Türen und Wände. An manchen Tagen bleibt er einfach im Bett liegen und weigert sich, zur Schule zu gehen. Alles Zureden seiner Mutter ist umsonst. Das Jugendamt, an das sie sich in ihrer Not wendet, wiegelt ab: Das machen viele in seinem Alter. Daniel ist damals gerade 15 geworden. Das sei die Pubertät. Das sei normal. Die Eltern drohen ihrem Sohn mit der Polizei, der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Irgendwann, als sich Daniel gar nicht mehr beruhigen will, rufen sie tatsächlich die 110.

Als die Beamten eintreffen, tobt Daniel immer noch. Sie drücken ihn gegen die Wand, legen ihm Handschellen an und nehmen

„Er war ein Junge mit psychischen Problemen und er wurde wie ein Schwerverbrecher behandelt. Da dachte ich mir: Was habe ich nur gemacht?“



Sport hilft den Jugendlichen beim Druck ablassen und Stress abbauen. Gemeinsam mit einem Betreuer spielen Jonas und Daniel Fußball im Innenhof.

„Ich war schon ein richtiger Arsch“, sagt Daniel heute, „es hat gutgetan, hier wieder etwas Tagesstruktur zu bekommen. Die hatte ich zu Hause nicht.“

ihn mit. „Seinen wütenden, enttäuschten Blick werde ich nie vergessen“, sagt mir Daniels Mutter, als ich sie später zu Hause besuche. „Er war ein Junge mit psychischen Problemen und er wurde wie ein Schwerverbrecher behandelt. Da dachte ich mir: Was habe ich nur gemacht?“ Sie wischt sich die Tränen aus den Augen.

Damals kommt Daniel in die Kinder- und Jugendpsychiatrie. Er bekommt etwas zu Beruhigung und darf am selben Abend wieder nach Hause. Wenige Tage später, stellt ihm das Jugendamt einen Sozialarbeiter an die Seite. Aber Daniel bricht den Kontakt zu ihm nach kurzer Zeit ab. Das alte Muster wiederholt sich. Wieder landet Daniel in der Psychiatrie. Erst für sechs Wochen. Dann nochmal für sechs und das Jugendamt und sein Psychiater glauben, dass es für Daniel jetzt das Beste ist, in einer geschlossenen Wohngruppe zu wohnen. Vor Gericht protestiert die Mutter, erzählt sie mir, aber die Familienrichterin folgt der Empfehlung und droht ihr mit dem Entzug des Sorgerechts, sollte die Mutter nicht zustimmen. Als Daniel und seine Mama ein paar Wochen später in seinem Zimmer bei Scout ankommen, sitzen Mutter und Sohn minutenlang da und weinen.

„Ich war schon ein richtiger Arsch“, sagt Daniel heute, „es hat gutgetan, hier wieder etwas Tagesstruktur zu bekommen. Die hatte ich zu Hause nicht.“ Inzwischen läuft es bei seinen Heimfahrwochenenden richtig gut. Kaum noch Streit. Beide hätten sich durch Scout verändert, sagt die Mutter. Sie sei ruhiger geworden, schimpfe nicht mehr so schnell mit Daniel. Und ihr Sohn nehme mehr Rücksicht auf sie, rege sich nicht mehr so schnell auf. So wie sein Verhalten derzeit aussieht, könnte Daniel Scout vielleicht schon früher verlassen. Die Mutter hofft, ihren Sohn bereits an Weihnachten bei sich zu haben.

Wenn über Jugendliche in geschlossenen Einrichtungen berichtet wird, fällt oft der Begriff „schwer erziehbar“. Früher nannten Pädagogen die Kinder selbst so – heute ist der Begriff verpönt. Bei einem gemeinsamen Abendessen schaue ich in die Runde. Die Jungen sagen „Bitte“ und „Danke“, antworten auf Fragen, hören zu, wenn einer von ihnen etwas erzählt. Schwer erziehbar – heißt das im Umkehrschluss nicht einfach unerzogen? Nach ein paar Tagen sind viele der Jungs mir gegenüber geradezu höflich. Im Fitnessraum zeigen sie mir geduldig, wo ich die Stange beim Latzug anfassen und wie ich die Übung machen muss, damit ich mir den Nacken nicht zerre. Zum Schichtende sagen sie: „Kommen Sie gut nach Hause!“

An den Wänden ihrer Zimmer hängen ihre Hip-Hop-Idole, bei einem, daneben ein Kinder-Adventskalender. Die harten Jungs

lesen Donald Duck Comics. Spielen hinter verschlossenen Türen Lego. Und manche erzählen mir, dass sie dieses Mal alles richtig machen möchten, damit Mama stolz auf sie ist.

Ob sie es schaffen, Marlon, Sascha, Daniel und die anderen? Nach sieben Tagen ist das schwer zu sagen. Aber es gibt sie, die Musterjungen, die hier waren, jetzt eine Ausbildung machen und in ihrer eigenen Wohnung leben.

„Möchten Sie runterkommen, eine rauchen?“, fragt mich Marlon an einem meiner letzten Tage. Es ist das erste Mal, dass er von sich aus auf mich zukommt. Er zündet sich seine Kippe an, vom aufbrausenden Macho sehe ich nichts mehr. „Seit meine Eltern sich getrennt haben, geht bei mir alles bergab“, sagt er, „da war ich das erste Mal in der Psychiatrie, hab’ Schule geschwänzt, hab’ Straftaten gemacht, Drogen genommen. Wir sind hier in diesem Scheiß Gebäude, überall Zäune, Alter. Wissen Sie, wie das mein’ Kopf fickt?“

Er sagt, er möchte abhauen. Einfach verschwinden. Jetzt auf der Stelle.

„Was ist denn dein Traum?“ frage ich ihn. „Wie stellst du dir die Zukunft vor?“

„Welche Zukunft? Ich hab’ doch keine.“

„Was möchtest du mal arbeiten?“

„Fitnesstrainer“, sagt er.

„Da stehen die Chancen doch gar nicht so schlecht, oder?“

„Ja, Mann, da kann man sogar eine kriminelle Vergangenheit haben“, sagt er und lächelt. Er könnte jetzt einfach verschwinden, die Mauern überwinden, sie sind nicht hoch, für einen Typen wie ihn.

Aber er bleibt.



ISABELLE ZEIHNER & HANNAH ADERS

Über Jugendliche zu schreiben, die in einer geschlossenen Einrichtung wohnen? Gar nicht so einfach. Auf einige Absagen folgte die Zusage von Scout. Allerdings unter Auflagen: Alle Jungs müssen anonym bleiben. Keine Akteneinsicht. Fotos nur unter Aufsicht und für wenige Stunden. Und am liebsten hätte Jochen Salvasohn den finalen Text vor der Veröffentlichung gelesen. Trotz der anfänglichen Schwierigkeiten schloss das GO-Team die Jungs und die Mitarbeitenden ins Herz. Was sie gelernt haben: Auch die härtesten Jungs haben einen weichen Kern.